

Doch, es muss sein

In einem Plattenbau in Halle lebt unauffällig eine kleine Gruppe Frauen, die zu den "Kleinen Schwestern Jesu" zählen. Sie suchen Gott, beten für Nachbarn, hören Kindern zu, um die sich sonst niemand kümmert. Ein Ortstermin in einer der ungewöhnlichsten Ordensgemeinschaften der katholischen Kirche.

Jakob Vicari, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 20.03.2011

Morgens um acht öffnet Schwester Myriam die Sperrholztür des Klosters und steht mitten in der Welt. Sie steigt hinab durch das schmutzige Treppenhaus, eilt vorbei an halbnackten Kindern, den Hinweisen zur Schabenbekämpfung und der Warnung vor Rattengift und schwingt sich auf ein klappriges Herrenrad. Sie ist 40 Jahre alt, groß, trägt die dunkelbraunen Haare zum Zopf geflochten. Noch trägt sie das blaue Gewand und das dunkle Holzkreuz mit dem aufgesetzten Herz um den Hals. Sie tritt kräftig in die Pedale, rast über die Betonplatten, zwischen denen der Löwenzahn durchbricht, durchquert den jungen Buchenhain, der jetzt da wächst, wo vorher noch mehr Platte stand. Hier sieht der Osten Deutschlands aus wie der aufgegebene Versuch von Stadtplanern, aus Plattenbausiedlungen ein "Wohnen im Grünen" zu machen. "Das Äußere haben sie vielleicht schöner gemacht", wird Myriam später sagen. "Aber immer weniger Menschen kommen aus dem bürgerlichen Milieu. Immer mehr leben hier die, die sonst keinen Platz finden."

Myriam lebt als Kleine Schwester Jesu in Halle-Silberhöhe. Ihr Kloster ist nicht mehr als eine Wohnung in einem unsanierten gelben Plattenbau in diesem Stadtteil, in dem sie zusammen mit drei anderen Schwestern ihrer Ordensgemeinschaft lebt. Der katholische Orden der Kleinen Schwestern Jesu ist das Gegenteil des Nonnen-Klischees der Vorabendserien. Sie missionieren nicht, und sie tun nicht ehrenamtlich Gutes. Statt hinter ehrwürdigen Klostermauern leben sie dort, wo Kirche die Menschen sonst nur noch als Kulisse von Fernsehserien erreicht. Die Kleinen Schwestern leben in den Randgebieten der Städte unter denen, die die Hoffnung auf sozialen Aufstieg längst aufgegeben haben. Sie hören den Menschen zu, oft unerkannt, und schließen sie am Abend in ihr Gebet ein. Sie leben keinen Glauben nach außen, sondern eine Suche nach innen. Zur Gemeinschaft gehören 1400 Schwestern in 70 Ländern.

Die Kleinen Schwestern Jesu wollen leben, wie Jesus in Nazareth gelebt haben soll, verborgen und unbeachtet unter den Armen. Ihr Nazareth ist Halle-Silberhöhe, einst eines der dichtbebautesten Plattenbaugebiete der DDR, hochgezogen bis kurz vor der Wende, für die Beschäftigten der Chemiekombinate Buna und Leuna, montiert, noch dichter und funktionaler als alle Plattenbaugebiete zuvor. 39 000 Menschen lebten im Jahr der Wende hier, jetzt ist es weniger als die Hälfte. Arbeit gibt es hier kaum noch.

Mit wehendem Gewand verlässt Myriam den Stadtteil. Sie fährt schnell, nimmt einem Auto die Vorfahrt. In zehn Minuten muss sie hinter einer Rezeption stehen, in weißer Bluse und schwarzer Weste, der Uniform der niederen Dienstleistungsringe. Auf dem hohen Tresen vor ihr wird ein Schild mit ihrem bürgerlichen Namen stehen – das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Einziges, was sie aus ihrem alten Leben mitgenommen hat. Dass sie Nonne ist, wird niemand erkennen, der sie an diesem Tag nach dem Weg fragt.

Sie wird dann nicht Gottes Wort verbreiten, sondern den Weg zu den Stationen des Krankenhauses weisen. Dafür bekommt sie 4,40 Euro die Stunde, bald sollen es 5,20 Euro sein. Myriam arbeitet Teilzeit, damit genug Zeit für das Ordensleben bleibt. Als Kleine Schwester lebt sie aus Berufung, was andere ertragen müssen. "Auf Gott kommt das Gespräch hier nur selten", sagt sie. Myriam hat überlegt, ob sie sich zur Arbeit begleiten lässt. Viele Kollegen wissen nichts von ihrer Berufung. "Als ich einer Kollegin erzählt habe, dass ich in einer Ordensgemeinschaft bin, hat die einen Lachanfall gekriegt", sagt Myriam. "Und dann hat sie gesagt, das muss doch nicht sein." Sie sagt: "Doch, es muss sein", und auch jetzt, wenn die junge Frau die Begebenheit erzählt, zeigt ihr Gesicht feste Entschlossenheit.

In den sechs Jahren im Orden ist sie sich sicher geworden, hat die ersten Gelübde der Armut und Ehelosigkeit abgelegt. Das Leben im Orden, das von außen so wenig Reize zu bieten scheint, hat sie in seinen unsichtbaren Bann gezogen. "Ich habe mich immer zum Orden hingezogen gefühlt", sagt Myriam. "Ich habe auf ein Zeichen gewartet, und es hat gedauert, bis mir klar wurde: Es wird keine Stimme vom Himmel kommen, und es wird kein Dornbusch brennen. Ich selbst muss mich für meinen Weg entscheiden."

In der Küche der Klosterwohnung steht am Nachmittag die Oberin, Kleine Schwester Ulrike. Sie ist von ihrem Frühdienst als Hilfskraft in einem Altenheim heimgekommen. Sie schält Kartoffeln und brät Fischfilets aus der Tiefkühltruhe. Sie ist 52 Jahre alt und schon seit 28 Jahren bei den Kleinen Schwestern. In ihrem Gesicht ringen die Spuren der harten Arbeit mit den Lachfalten. Ulrike erzählt, wie sie auf einer Wallfahrt in Polen 1981 zwei Kleinen Schwestern aus West-Berlin begegnete. Das einfache Leben wirkte ansteckend auf die junge Krankenschwester aus Dresden. Zwei Jahre später zog sie mit zwei anderen jungen Frauen in eine Wohnung in Ost-Berlin und gründete im Verborgenen eine Gruppe der Kleinen Schwestern im säkularen Arbeiter-und-Bauern-Staat. "Meine alten Arbeitskollegen in Dresden haben wohl gedacht, ich hätte mich in Berlin verliebt", sagt sie.

Den Tabernakel versteckten die Schwestern nach jedem Gebet. Mit Tagesvisa kamen die Kleinen Schwestern aus dem Westen über die Grenze und bereiteten die Novizinnen auf die ersten Gelübde vor. Nach der Wende arbeitete sie als Burger-Bräterin bei McDonald's in Berlin, bis sie aufbrach in den tiefen Osten. "Mein Herz hat geschwungen, als ich nach Halle gekommen bin", sagt Ulrike, "es ist mir hier unheimlich viel entgegengekommen."

Manchmal, in der Nachtschicht im Altenheim, wenn die Notrufklingel stumm bleibt, kommt sie mit den Kollegen in Gespräche. "Wenn sich jemand öffnet, kommen ganz schöne Fragen. Nicht die üblichen nach Kindern oder ob der Sex fehlt. Sondern wie das ist, wenn das Leben geführt wird", sagt Ulrike. Dann verharrt sie, als wolle sie sich versichern, welche Richtung die Antwort nimmt. "Ich spüre, wenn ich einen schwierigen Weg einschlage, dass ich wachse."

Die Kleinen Schwestern Jesu sind eine junge Ordensgemeinschaft. 1939 gründete Madeleine Hutin mit einer Getreuen in der Sahara den Orden. Zuvor hatte sie zwei Jahre lang unter verarmten muslimischen Nomaden gelebt. "Für unsere Spiritualität ist das wichtig. Dieses Dasein in Schwäche, in Vertrauen und ohne Angst vor den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Menschen”, sagt Ulrike. Die katholische Kirche tat sich schwer mit den Schwestern, die nicht den Schutz der Klostermauern suchten, sondern fast weltlich lebten. Erst 1964 wurde der Orden offiziell vom Vatikan anerkannt. Die Kleinen Schwestern Jesu berufen sich auf den Theologen Charles de Foucauld, der die Idee eines Mönchsordens mitten in der Welt prägte. In Halle-Silberhöhe brauchen die Frauen nur die dünne Sperrholztür zu öffnen.

Aus dieser Welt kommen vor allem Kinder in die Küche. Jetzt sitzt dort Roy, ein Junge aus der Nachbarschaft, der aussieht, als könne er eine Portion Glück vertragen. Er erzählt von der Theater-AG. Eigentlich schweigt er um seine knappen Worte herum, als wäre er von der Aufmerksamkeit überwältigt, die gleich drei Frauen ihm schenken. Neben Myriam und Ulrike sitzt auch die Kleine Schwester Els, 33, am Tisch. “Dieser kleine Schutzengel bringt dir gaaanz viel Glück” steht auf ihrer Kaffeetasse. Sie ist Novizin und war Lehrerin, bis sie vor drei Jahren ihren Job aufgab, in den Orden eintrat und jetzt frühmorgens putzen geht. Einzig die Älteste der vier, Margarethe-Olga, sitzt an diesem Tag nicht in der Küche, sie ist in Kur gefahren. Els versucht ein Gespräch mit Roy. “Die Verwandlung nach Kafka” spielt er in der Theatergruppe, so viel weiß sie schon, aber Roy kann nicht einmal die Frage beantworten, welche Rolle er spielt.

Die Kreuze am Hals der Kleinen Schwestern haben Roy anfangs aggressiv gemacht. “Ich glaube nicht an euren Gott”, hat er vor kurzem erst gesagt. Und doch zieht es den Jungen immer wieder hoch in die Küche, in der es so ganz anders ist als in den anderen Küchen auf der Silberhöhe. Erwachsene verirren sich nur selten zu den Schwestern. Nur wenn jemand schwer krank ist oder stirbt, erwacht in den erwachsenen Bewohnern der Silberhöhe das Bedürfnis nach Kirche, und manche finden ihren Weg in die kleine Küche der Nonnen.

Das Leben der Schwestern auf beengtem Raum ist nicht konfliktfrei: “Wir haben uns einander nicht ausgesucht, und wir sind sehr verschieden”, sagt Ulrike. Um sechs Uhr gehen die Schwestern durch den Flur, vorbei an den kleinen Zimmern, die eng sind wie die Zellen eines Klosters. Die Kapelle haben sie im dritten Kinderzimmer eingerichtet. An der Wand aus Papp steht der Tabernakel: eine Stele aus dunklem Holz. Davor liegt ein tönernes Jesuskind. Die drei Frauen knien nieder und singen “Tritt ein in den Liebesraum Gottes, hier gewinnt dein Leben Gestalt”, so inbrünstig, dass die dünnen Wände ihrer Kapelle den Gesang kaum halten können. Ihr Lied dringt, so stellt man sich das vor, durch den Plattenbau in die Wohnungen der Nachbarn, dorthin, wo Menschen wohnen, deren Leben längst jede Gestalt verloren hat.